

## „35 Kilo Hoffnung“ am tjg Wenn man die Schule nur noch hasst

Die französische Schriftstellerin Anna Gavalda ist hierzulande gut bekannt. Spätestens seit der Verfilmung ihres Romans „Zusammen ist man weniger allein“ 2007 mit Audrey Tautou. Im selben Jahr, 2005, schrieb sie außer diesem Roman auch ein Jugendbuch – „35 Kilo Hoffnung“. Es ist inzwischen Schullektüre und in der Dresdner Bibliothek als Klassensatz auszuleihen.

Dieses Buch über den Schulversager David, der doch nicht weniger als „35 Kilo Hoffnung“ wiegt, war am Sonnabend als Premiere am Theater Junge Generation (tjg) zu erleben. Vom Publikum von vier Seiten einsehbar, zurückhaltend schwarz mit weißen Zeichnungen gestaltet, fiel zuerst die ungewöhnliche Ausstattung der Studiobühne auf. Die drei Spieler – Gregor Wolf als David, Babette Kuschel und Ulrich Wenzke in neun weiteren Rollen – agierten in der Mitte. Was eine besondere Nähe bewirkte.

Schließlich ist auch die Vorlage von besonderer Nähe. David erzählt im Buch wie auf der Bühne sein Leben. Wann er die Schule zu hassen begann und warum. Was es bedeutet, ein Sitzbleiber zu sein und von der Schule geworfen zu werden. Wie die Abende zu Hause im Dauerstreit der Eltern verlaufen. David erzählt so reflektiert, wie man es sich bei einem 13-Jährigen fast nicht vorstellen kann. Er beschreibt Ängste und Schwächen, aber auch seine Stärken: Seine geschickten Hände, seine Erfindungen, die Liebe zu den Großeltern, vor allem zu Opa Leon.

Lernstress, Versagensängste, Verlassenheitsgefühle – das sind Empfindungen, die wohl jedes (Schul-)Kind kennt. Leider. Parallel zu den Proben lief auch ein Kooperationsprojekt mit der Palucca Hochschule für Tanz. Unter der Choreografie von Angelika Forner und der Dramaturgie von Katrin Jung entwickelten SchülerInnen der 5. Klasse der Palucca-Schule eine Tanzimprovisation, die Davids Kosmos der Gefühle ausleuchtet. Außerdem begleiteten mehrere Premierenklassen die Inszenierung, was für die Theatermacher immer auch eine Art Qualitätskontrolle bedeutet.

Nicht nur der besonderen Nähe wurde das Spiel in der Bühnenmitte gerecht, es bewirkte auch einen ungewöhnlichen Sog. Es gab wohl kaum jemanden, der sich nicht in Davids Problemen wiederfinden konnte. Der mal lachte, mal eine Träne weinte. Beinahe requisitenlos und fast ohne Technik-einsatz spielten die drei Akteure unter Regie von Philippe Besson allein mit der Kraft der Worte, Mimik und Gestik. Das wirkte befreiend, verdichtend, auf den Punkt gebracht.

David kommt in die Schule im Wohngebiet und sackt vollends ab. Der Ton ist rau, der Französischunterricht fällt



Gregor Wolf in „35 Kilo Hoffnung“, inszeniert von Philippe Besson.

komplett aus, die Schüler rauchen Joints. Die Handlung spitzt sich zu, die Eltern wissen keinen Rat. Ausgerechnet Opa Leon hat die Idee vom Internat. David ist zuerst enttäuscht, doch dann entwickelt er ungeahnte Energien, um auf jene Internatsschule zu kommen, die ihm in einem Prospekt gefallen hat. Er vertraut Opa Leon, der sagt: „Es ist so leicht, unglücklich zu sein. Sei glücklich!“ Spätestens an dieser Stelle wünscht man sich einen belebenden Frühling auch für das hiesige Schulsystem, das Stärken statt Schwächen fördert und ein Motivations- an die Stelle des Leistungsprinzips setzt.

Alles scheint gut zu sein – bis Opa Leon schwer krank wird. Gibt es ein Happy-End? Im Buch ja, im Stück leider nein. Möglich, dass sich das tjg für die realistischere Version entschieden hat. Viele jedoch werden Anna Gavalda das Sicht bevorzugen, die eine verrücktere und hoffnungsvollere Lösung gewählt hat. Schließlich geht es um die Hoffnung – da kann und soll Literatur ruhig mal übers Ziel hinausschießen. Und das Theater auch. *Andrea Rook*

➔ nächste Vorstellungen: 22./23.4. 10 Uhr, 24.4. 9 und 11 Uhr, 25./26.4. 10 Uhr, 27.4. 11 Uhr.

„ErfinderGeistMaschine“ – Kooperationsprojekt der Palucca Hochschule für Tanz und des Theaters Junge Generation. Theater auf der Treppe, Meißner Landstraße. Zweite Vorstellung: 23.4. 18 Uhr  
www.tjg-dresden.de



Christian Friedel, Woods-of-Birnam-Frontmann, in voller Hamlet-Pose.

Foto: Dietrich Flechtner

## Let Hamlet roll

Podiumsdiskussion und Releasekonzert von Woods of Birnam im Kleinen Haus

Spätestens wenn Christian Friedel in der „Hamlet“-Inszenierung von der vorgebauten „Rockbühne“ hinabsteigt und über die Stuhlreihen des Parketts hechelt, ist der Pop wieder einmal in die moralische Anstalt Theater eingebrochen. Friedel ist Hamlet, ist Frontmann einer Band, er darf das. Er muss keine Rücksicht auf Anzüge und gute Blusen nehmen, die von seinen Schuhen unsittlich berührt werden könnten. Außerdem hat er gerade seinen Vater verloren. Schmerzmittel Musik - hymnischer Pop, Punk-Anleihen und Reziptier-Rock lassen etwas faulen im Staate Dänemark. Christian Friedel resümiert: „Es sollte erst so sein, dass Hamlet eine halbe Stunde lang überhaupt nicht auf der Bühne ist und sich alle Leute fragen: Was soll das hier? Jetzt ist es eben ein Konzert, in dem sich die Leute fragen: Was soll das hier?“ Der offensive Einsatz von Liveklängen schon am Beginn des Dreistunden-Abends kommt so an wie er verschreckt, was natürlich auch an Erwartung liegt, die „das“ Publikum an Shakespeare und insbesondere „Hamlet“ hat. Oder eben daran, dass es aufgrund fehlender Erwartungen sehr viele junge Menschen ins Schauspielhaus zieht. Eine gute Tendenz.

„Der Einbruch des Pop in die moralische Anstalt“ war eine Podiumsdiskussion im Kleinen Haus überschrieben, die – durchaus ungewöhnlich, aber den Umständen der CD-Produktion geschuldet – gemeinsam vom Staatsschauspiel und dem Magazin „Theater der Zeit“ aus Anlass der „Hamlet“-EP veranstaltet wurde. Die fünf Stücke sind zugleich die zweite Ton-Meldung

von Woods of Birnam. Die wiederum sind auch die Hamlet-Band, nicht die Hamlet-Band, denn es gab sie schon zuvor und wird sie weiterhin geben.

Personelle Besetzung, Erfolg des Theaterstücks und Ereignis schlechthin führten zu einem vollen Haus und zu einer offensiven Durchmischung im Publikum. Der Abend fiel nicht einmal auseinander. Was einerseits daran lag, dass das Gespräch angenehm zurückhaltend war, wenig schwätzerisch und nicht intellektuell vertrocknet. Andererseits verschwanden in der Umbaupause die vorderen Stuhlreihen, was mit wenig Mühe eine recht noble Konzert- und Tanzsituation schuf. Mit Respekt und Toleranz der Besucher hatte es natürlich auch zu tun.

Theater-Redakteurin Dorte Lena Eilers leitete souverän und unaufgeregt die kleine Runde mit Peter Thiessen, Frontmann der Hamburger Band Kante, Spex-Schreiberin Jacqueline Krause-Blouin und Christian „Hamlet“ Friedel. Da das Gespräch während des Filmfests Dresden stattfand, hätte es durchaus auch „Der Einbruch des Films in die moralische Anstalt“ heißen können, denn beide Stilmittel haben das Theater in den letzten Jahren teilweise invasiv geprägt. Popmusik als emotionaler Verstärker, als inszenierte Attitüde nützt der Bühne nichts, Pop als geschickt verwendetes Element hingegen sehr. Gerade arbeiten CocoRosie mit Robert Wilson „Peter Pan“ am Berliner Ensemble, Lars Eidinger bringt in der Schaubühne The Echo Vampir in seine „Romeo und Julia“ ein, Sascha Ring (Apparat) komponierte und interpretiert im Centraltheater die komplet-

te Musik für „Krieg und Frieden“. Peter Thiessens Kante haben jetzt ganze sechs Jahre lang mit Vehemenz an Theatern in Wien, Berlin, München und Dresden gearbeitet. Nun suchen sie, wie sie verkünden, nach einem neuen Kante-Sound.

Zu „Spuren der Verirrten“, „Doktor Faustus“, „The Black Rider“, „Candide oder der Optimismus“, „Der gute Mensch von Sezuan“ und „Antigone“ spielten Kante live, für „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ trafen sie 2010 in Dresden dabei erstmals auf Christian Friedel. Der legte schon damals in Gesprächen den Finger auf seine Liebe zur Musik. „Hamlet“ ist für ihn ein vorläufiger Höhepunkt: „Die fünf Songs haben mir den Zugang zur Figur erleichtert. Denn Musik dockt schnell an. Es ging nicht darum, dass es wie Woods of Birnam klingt, es sollte wie Hamlet klingen.“ Deshalb ein komplettes plus ein seziiertes Shakespeare-Sonett („Daylight“ und „Rememberance“), deshalb Originaltext („The Mouse Trap“) und zwei eigene Stücke. Friedel: „Eine Rockband als solche hat Kraft, die wir uns als Schauspieler erst erarbeiten müssen.“ Peter Thiessen ergänzt: „Wenn ich ins Theater gehe, und eine Band steht live auf der Bühne, habe ich sofort Lust zu tanzen. Das wäre zwar doof, aber zumindest, dass ich mir die Situation denken kann, finde ich spannend. Wenn ich mich in einem Konzert bücke und einen Schluck Bier trinke, hat das keine weitere Bedeutung. Im Theater aber bekommt tendenziell jede Bewegung eine symbolische Aufladung. Das ist nur begrenzt kontrollierbar und deshalb spannend.“

Jacqueline Krause-Blouin lehnt sich weit heraus, wenn sie sagt: „Der perfekte Songwriter wäre für mich ein Schauspieler, denn der hat automatisch den Hang zum Inhalt, zur Dramaturgie und zur Performance.“ Genau das wird wohl auch für Christian Friedel die Herausforderung der kommenden Jahre werden. Mehr Zeit jedenfalls will er sich für das persönliche und kollektive Songschreiben ab Sommer 2013 nehmen, wenn er nur noch als Gast fürs Staatsschauspiel tätig sein wird. Woods of Birnam arbeiten bald an ihrem CD-Debüt. Das Release-Konzert des Vorreiters im Kleinen Haus war, logischerweise, in Teilen ganz „Hamlet“. Trotzdem zeigte sich eine Band auf dem Weg – schon mit neuem Material und aufbereitetem alten. Das mit der Punk-Attitüde werden Christian Friedel, Ludwig Bauer, Uwe Pasora, Philipp Makolis und Christian Grochau schnell lassen, angstfrei werfen sie sich eher der großen Geste an die Brust, einem Pop, der Volumen atmet und Wucht und in dem Friedel in einem hörbar eingespielten „Polarkreis“ aufgeht: „Nur Musiker zu sein, das Aufgeladene der Theatersituation zu vergessen, ist für mich Neuland.“ Er muss Hamlet loswerden können. Vielleicht gelingt Woods of Birnam eine ähnliche Offenbarung wie den dänischen I Got You On Tape, die mühsam ihren Stadion-Pop auf Clubmaße eindampfen können, ohne Wirkung zu verlieren. Denn so luxuriös wie am Freitagabend mit perfektem Licht, vorteilhaftem Ton und Frühlingssbüchchen auf der Bühne wird es im Alltag nicht zugehen können. *Andreas Körner*

Käptn Peng im Beatpol

## Schön scharf geschossen

„Der Anfang ist nah“, und trotzdem muss sich jeder auf eine komplizierte, aber reizvolle Herausforderung einlassen, wer gemeinsam mit Käptn Peng einen Schatz finden will. Wie jede Suche sollte auch die nach dem verloren gegangenen Tentakel nicht kopflös beginnen, gern haltlos, nicht planlos, aber schön sorglos. In diesem bündig beschriebenen Raum bewegt sich Robert Gwisdek vor Publikum und in seiner Band. Eine Komposition, die millimetergenau zusammenpasst, und jeder Baustein ist enorm wichtig. Also: „Einatmen, ausatmen, denn der Abend wird bedrohlich ausarten“ – keine leere Versprechung, Käptn Peng definiert sich musikalisch eigenwillig überraschend, lässt seine Tentakel von Delphi nach allem Verwertbaren greifen und sattet auf dieses wunderbar fest verschraubte Gerüst verbale Raffinessen. „Ich seh durch meine Lider, doch nicht alle verstehen meine Lieder“, so beginnt die Metamorphose, und was zuvor noch klar und richtig erschien, wird nach dem Konzert in ganz anderen Zusammenhängen überprüft werden müssen – kaum vorstellbar, aber beispielsweise sollte doch darüber nachgedacht werden, wer hier wen verrät, die Puppe die Raupe oder die Raupe den Schmetterling. Wer sich auf solche Gedankenspiele gern einstellt, dabei nicht den Spaß verliert und sich einbringen will, nicht stupide am Rand ausharrt, der hat in Käptn Peng einen klasse Begleiter gefunden. Käptn Peng beschreibt sich und damit das Publikum. Auf dem Rücken seiner Songs mischt er sich unter die Leute vor ihm, und wenn sie ihm begegnen, erkennt ihn nicht jeder auf den ersten Blick oder nach zwei, drei Takten.

Käptn Peng ist sich augenscheinlich nur selbst ganz nah, wenn er das Mikrofon in der Hand hält. Bei dem, was er anbietet, hat es keine tragende Bedeutung, dass sein Vater Michael Gwisdek ebenso genial in eine Rolle schlüpfen kann wie seine Mutter Corinna Harfouch – Käptn Peng muss auf die Bühne, ohne Maske, er muss laut nachdenken, das aussprechen, was aus ihm selbst kommt, ohne einen Texter im Nacken, der nur versuchen kann, ihm eine Rolle auf den Leib zu schreiben. Robert Gwisdek geht mit seinem Bruder auf die Bühne und schreit: „1234 Pengpeng“, und genau das sind dann die Fünf Tentakel von Delphi, die ihren sechsten Arm gefunden haben. Vor ihnen springt das Publikum unübersehbar und ist wild entschlossen, die Gedanken fortzusetzen, einige davon durch die eigenen Hirnwindungen zu jagen und sich am Ende in der „Drachendressur“ zu versuchen, mutig genug für ein selbstbewusstes „Platz da“.

Das, was Käptn Peng auf der Bühne veranstaltet, ist ein Idee von moderner



Käptn Peng und die Tentakel von Delphi vor ausverkauftem Haus.

Lyrik, ein Gedankenspiel, eine Eigenart – nicht für eine Elite, die es zum Lachen in den Keller zieht, die es verlernt hat, sich selbst zu befragen, bei der der Spaß das Ende der Kultur ist: seine Konzerte sind genau das Richtige für Leute, die nicht still stehen können, die sich in Frage stellen und die handgemachte und laute Musik lieben. Auch die Art und Weise der Musik ist tatsächlich sehenswert. Selbst wenn ihre Beats und Melodien klingen, als kämen sie von konventionellen Instrumenten, so ist das nicht in jedem Fall die Realität. Die Tentakel bürsten gern einen Besen gegen den Strich, bringen eine Kuchenform zum Schwingen oder schlagen auf einen schwarzen Bottich ein.

Heimwerkergedanken, Verweigerungshaltung, Beweisführung – „Es ist was es ist“, Erich Fried beschrieb so die Liebe, Käptn Peng und die Tentakel samt neu entdecktem sechster Arm haben sich so gefunden. Nicht erst heute oder gestern, sondern schon vor der Veröffentlichung ihres aktuellen Langspiels „Expedition ins O“. Die Platte ist übrigens gerade bei Kreismusik erschienen, mit Sitz in Dresden – und von hier aus breitet sich eine schöne, gar nicht barocke Klangvielfalt aus, die signalisiert, dass es ruhig mal knallen und HipHop auch ohne langweilige Selbstbefriedigung und den obligatorischen Griff in den Schritt ratschlarf sein kann. *Stephan Wiegand*

## Abschied und Neubeginn

Zur Tanzwoche gab es den achten und letzten Jahrgang von „sicht/beton/ung“ mit dem friedrichstadtZentral

Abschied nehmen hat ja meist auch etwas mit Wehmut und Verlust zu tun. Wenn aber das neue Ziel in Pieschen auf der Rieser Straße 32 am anderen Elbufer die kunterbunte Schar von friedrichstadtZentral e.V. schon mal verlockend herrüberrief, dann muss der vereinte Jammer beim achten und letzten Jahrgang von „sicht/beton/ung“ nicht eben übergroß sein. Am Sonnabend fand auf dem Gelände der alten Buchbinderei auf der Friedrichstraße 52 im Rahmen der Tanzwoche Dresden ein wie gewohnt lässig gehandhabtes und zugleich verrücktes Fest statt, wo die Träne im Knopfloch und der fröhlich flatternde Wimpel am Mast der Flussquerung einfach mal mit dazu gehörten.

Dass es auch diesmal in den gar nicht so heiligen Hallen, Höfen und Durchgängen ziemlich klanges- wie sangesfreudig zugegangen ist, wussten die Veranstalter lustvoll zu steuern speziell mit der Einladung von Kapikos und Gästen. Diese Tausendstasas haben so einiges drauf, ein brachiales „Meistersinger“-Finale ebenso wie das Ständchen für Herrn Wagner, und ihrem musikalischen Leitstern mit rasantem Gipsypunk, Balkanbeat und dergleichen mehr kann man getrost überall hin folgen.

Auf dem selbstbestimmten Rundgang mit diversen Einfällen von rund 30 Künstlern fanden sich zuweilen auch ganz stille Räume oder fast versteckte Installationen, beispielsweise beim Durchstreifen der einst bewohnten und nun überwiegend schon verlassenen Räumlichkeiten, die seit 2005 kreati-

ven jungen Leuten als Wohn-, Arbeits- und Aufführungsstätten dienen. Mitten im Trubel des Begängnisses war ebenso ein einsehbares Kämmerchen mit Bett und Lampe zu entdecken, und Julischka Stängle hatte Besucher (ohne besondere Aufforderung) dazu eingeladen, sich beim „Bettgeflüster“ über alles Mögliche zu unterhalten. Worüber? Das war beim Hineinschauen nicht zu hören, aber ganz offenbar gab es stets

neue Gesprächspartner, und deutlich wurde intensiv miteinander geredet.

Nicht schwer zu entdecken war eine makabre Szenerie mit aufblasbaren Kreuzen, die sich stets aufs Neue zum Gedenken versammeln und schließlich wieder zu Boden gehen. Eine mögliche Assoziation zur eigenen Vergänglichkeit und Wiederauferstehung. Und ebenso erinnert die mit viel Aufwand gestaltete Taubenszenerie, komplett

verteilt über einen der Treppenaufgänge, an die freie Wahl der Vögel, sich immer wieder neue Stadträume zu erobern – wohin es sie auch verschlägt oder wohin sie quasi vertrieben werden.

In einem anderen Raum hat sich ein Künstler aus Estland mit Picasso befasst sowie der Frage, ob es auf dem Mond Kunst geben könne. Das fiktive Interview ist in vier Sprachen mehrfarbig ausgedruckt und ergibt eine Lesetape, die auch gut mit Abstand zu betrachten ist. Als recht witzig und aktivierend erweist sich eine farbige Faden-Konstruktion am Boden eines der Räume. Zunächst wundert man sich noch, warum da manche wie Störche herumlustig sind. Aber mit der 3-D-Brille auf der Nase ist es dann durchaus zu verstehen, und das Ganze irritiert spürbar in der Wahrnehmung und trainiert zudem das Balance- und Steigervermögen.

Ist also auch schon ein Schritt zu Bewegungssprache, Performance und Tanz hin, was ja bei friedrichstadtZentral immer eine gewichtige Rolle gespielt hat. Und in diesem Jahr haben sich zum Beispiel junge Tänzerinnen von TanzNetzDresden beteiligt und eigene Arbeiten in das Gesamtgefüge der „sicht/beton/ung“ mit eingebracht. Zudem konnte man, wer es trotz Fadengewirr stolperfrei wagte, sich auch einen Tanzfilm mit der einstigen Mitbewohnerin Nicole Meier anschauen, und allein schon die Passage mit Schafen auf den Elbwiesen, die sie zu irgendetwas zu bewegen sucht, war das Aufblicken wert. *Gabriele Gorgas*



Vögel in den Treppenaufgängen: ein spezieller Abschiedsgruß vom alten Ort.

Foto: G. Gorgas